Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 51

Artikel: Schweizerheimweh

Autor: Fröhlich, Hanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645930

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 16. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Heimweh.

Von Anna Burg.

Dunkle Tannen meiner Heimat,
Euer Rauschen will ich hören,
Eure süßen Heimwehlieder
Sollen wieder mich betören.

Euer Duft soll mich umfangen,
Soll mich in die Ferne tragen,
Nach den schönen, lang vergang'nen,
Unvergeß'nen Jugendtagen.

Dunkle Tannen meiner Heimat,
Will Euch meine Klage bringen,
Und aus eurem rauhen Herzen
Seh' ich harzige Tränen dringen.

Schweizerheimweh.

Nach dem Leben erzählt von Hanna Fröhlich.

Es war in den beinahe friedlich-stillen Frühlingstagen 1915 mitten in Polen. Ein lieblicher Landstrich, der die beiden Feldgrauen, die dort um zwei Pferde beschäftigt waren, immer wieder leise an die Heimat erinnern wollte, an ihre geliebte, ach so ferne Schweiz, an der sie mit jeder Fiber ihres Herzens hingen — trotz des feldgrauen Königsrockes, den sie zu tragen gezwungen waren.

Ja die Schweiz — und ihre Lieben daheim! —

In einer der schmutzigsten Polenhütten, in die man sich im Frieden geekelt hätte einzutreten, war es gewesen, wo sich die beiden gefunden — und zwar zu einer Kameradschaft zusammengefunden, die weit über den Tod hinaus dauern würde, so fest war sie gekittet. Man hatte sich vorher nicht gekannt, kaum beachtet. Als sie nun nach einem furchtbaren Marsch über diese grundlosen Wege hier eintraten, wo die Russen noch nicht alles niedergebrannt, und hier den Bauer beschäftigt fanden, zwischen zwei Steinen, mit den Händen die Körner zerreibend, die das Brot für morgen erforderte und gleichzeitig sein Weib gewahrten, wie es mit schmutzigen Händen sich abmühte, ein unkenntliches Kleidungsstück zu bügeln mittelst eines Holzes — ähnlich unserm Wallholz — da brach der eine unvermittelt los, in reinstem „Schwizerdütsch" — „Aber zum Donner, die sind ja noch dreihundert Jahre zurück in der Kultur". Daß er seinen Gedanken Ausdruck verlieh, war so rasch gekommen, daß er darüber vergaß, seine heimischen Laute verstehe hier niemand. Einem Roß vergleichbar, das die Nüstern freudig bläht sowie es Heimatluft wittert — auch wenn es noch so todmüde ist — hob einer der Feldgrauen den Kopf und rief: „Was, du bist auch Schweizer! — Mensch, wenn ich das geahnt hätte! So spricht man ja bei uns daheim — erzähle, rasch! wo kommst du her?" „Ei, du bist Landskraft — das habe ich freilich nicht gewußt — o wie mich das freut! Komm' her, Kamerad, laß uns einander erzählen."

Vergessen war alle Müdigkeit, vergessen selbst die schmutzstarrende Umgebung, Heimat, nur noch Heimat, sonst vermochten sie nichts zu denken und erzählten sich in der dunkelsten Ecke, glühend vor Freude und Sehnsucht, von der Schweiz und ihren Lieben zu Hause. Fast die ganze Nacht ging es weiter — bis tatsächlich der Körper Herr wurde über alles andere und ihnen, aneinander gelehnt, die müden Augen zufielen. —

Dies war der Anfang gewesen einer schier unzertrennlichen, rührenden Freundschaft, die jeder in der Kompagnie schweigend ehrte.

Der eine, der zuerst sein „Schwizerdütsch" verraten — Sepp Huber, Gefreiter — war zwar in der Ebene zu Hause und besaß keine Kinder, aber der Abschied von seiner Frau war ihm genau so schwer geworden wie Emil Kramer — so hieß der andere — der seine, von Weib und vier Kindern, die nun weit hinten in den Engadiner Bergen seiner harrten und das Ende des Weltkrieges sehnsüchtig erhofften, mit noch so vielen vielen Familien, denen auch der liebe Vater entrissen worden.

An jenem Frühlingsmorgen, da unsere Geschichte beginnt, war an Sepp Huber der Befehl ergangen, seinem Hauptmann zwei Pferde zu überbringen. Wehe aber, wenn

diese nicht sauber geputzt und mit Sorgfalt eingeschirrt, vor jenem erschienen, daran änderte der Krieg nichts, er kannte seinen Hauptmann als gut, aber streng. „Kamerad, halt mir die Pferde noch schnell, ich habe etwas vergessen drin im Stall." Was Huber großartig mit „Stall" bezeichnete — wohl aus alter Gewohnheit — war nur ein armseliger Bretterverschlag, mit einer zusammengeschossenen Hausecke, als festem Hintergrund. Rasch war er dahinter verschwunden und getreulich wartete Freund Kramer unterdessen, die ihm liebgewordenen, noch immer schmucken Pfleglinge seines Freundes liebkosend.

Da kam, wie's im alten Liede heißt: „eine Kugel geflogen" — nein, es war ein Granatsplitter. — Und schneller als es sich niederschreiben läßt, hatte dieser das eine Pferd durchbohrt, so daß es ohne einen Laut zu Boden sank, hatte Freund Kramer den Unterkiefer weggerissen und dem zweiten Pferd ein Loch in den Hals geschnitten. —

Als der zurückeilende Gefreite Huber den Platz übersah, den er nur für einen Moment verlassen, da konnte sein Herz zuerst nicht fassen, was doch Wirklichkeit war. —

Schwer legte sich's auf sein Gemüt, daß er mittelbar zur Ursache geworden, daß den armen Kindern seines Freundes nun der Vater sterben mußte — denn daß jener bei dieser gräßlichen Verwundung mit dem Leben davonkommen würde, schien ausgeschlossen. —

Ein stummes Gelübde, gen Himmel gesandt, zog es durch seine Seele: Wenn ich glücklich heimkehre, will ich ihnen Vater sein, den armen Kleinen und damit sühnen — so gut ich es vermag — daß ihr rechter Vater wohl eine für mich bestimmte Kugel aufgefangen.

Doch er war nicht müßig gewesen über diesen schweren Gedanken; das Telephon in Bewegung setzen, um Sanität herbeizurufen, den armen Freund verbinden und ihn anlehnen an das tote Pferd, damit er nicht verblute, war das Werk weniger Augenblicke. Dann kam die Sanität und holte ihn weg und es ward ein langer, stummer Abschied zwischen den beiden Freunden, als man die Bahre hochhob — nur mit Blicken zwar — der eine konnte nicht sprechen — der andere mochte nicht, nur daß ihm die Tränen in den Bart rollten, konnte er nicht verhindern, als er feldeinwärts wanderte mit dem angeschossenen Gaul, der Gefreite Huber — fest hielt er dabei mit seinem Taschentuch die Wunde zu, mit ganzer Kraft; das Tier sah ihn dankbar an und doch so weh und traurig — als redeten die Augen: „Gib dir keine Mühe, Freund, mit mir ist's aus, helfen kannst du mir doch nicht." — — —

Vielleicht war es Aberglauben, aber Huber atmete doch erleichtert auf und sah darin ein gutes Zeichen, als der Tierarzt zu ihm sagte: „Das haben Sie gut gemacht, Gefreiter, das Tier können wir retten."

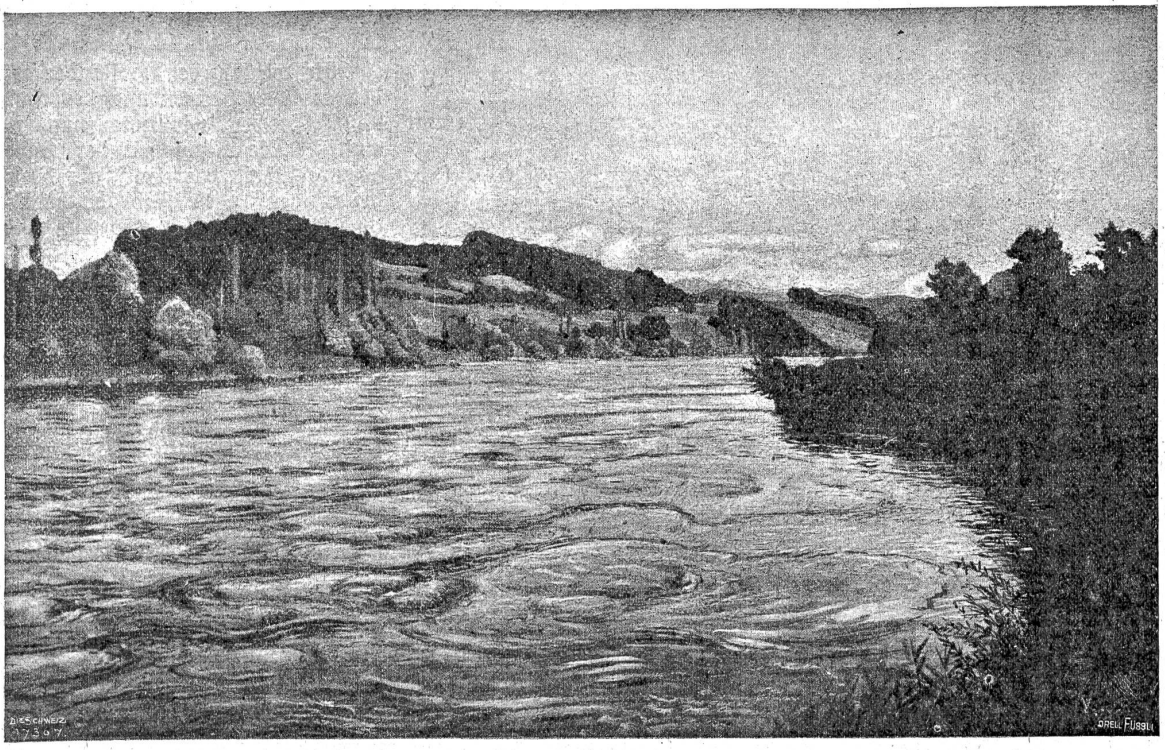
Nun erst fühlte er seinen Arm wieder, der völlig steif geworden von dem krampfhaften Halten, den langen Weg. — — Ach, wenn doch von seinem armen Freund auch so gute Kunde käme — vielleicht hatte er nicht einmal den Transport ertragen und sein Leben schon ausgehaucht! ...

Merkwürdig, wie zäh oft ein Menschenleben ist — Emil Kramer hatte trotz dem furchtbaren Blutverlust, den Transport verhältnismäßig gut überstanden, besser als jeder Verband hatte eine mächtige Kugel geronnenes Blut — die sich in seinem Rachen gebildet — ihn beschützt vor völliger Verblutung. Nur als diese herausgenommen, da meldeten sich Schmerzen, so unerträglich, daß er oft mit aufgehobenen Händen seine Pfleger bat: „Gebt mir einen Gnadenschuß — oder laßt mich wenigstens heimfahren, daß ich zu Hause sterben kann." —

Der Arzt, der hier das Feldlazarett unter sich hatte, war ein gütiger alter Herr. Ihm gelang es, trotz all seiner Arbeit, die Verwundeten auch seelisch immer wieder aufzurichten. „Wer wird denn so frevelhaft denken, Kramer! Zum Sterben ist immer noch Zeit — aber Sie sollen sehen, wie famos Sie ausgeflickt werden, kein Mensch soll Ihnen später den silbernen Unterkiefer anmerken, lassen Sie uns nur erst so weit sein. Aber wenn Sie sich mit solchen unnützen Gedanken abquälen, dann sind Sie noch lange nicht transportfähig für ein Lazarett in Deutschland — und das werden Sie doch nicht wollen?" ....

Das Wunderbare war gelungen, Kramer war nun so weit, daß an einen Ersatz gedacht werden konnte für das zerschossene Kieferstück. Darüber war es freilich Herbst geworden und er hatte im Lazarettgarten der Kieferstation Jena alle die Monate, die verschiedenen Stadien in der Natur zu bewundern reichlich Zeit gehabt. Zuerst als er kam — damals ein Schwerkranker — hatte er nur sehnsüchtig in den Frühling draußen geblickt, in die grüne Pracht, die sich gleich wie im Frieden jeden Tag schöner entwickelte, und er hatte nur immer an die Zerstörung denken müssen draußen, an das fürchterliche Toben des Krieges — und das Leben war ihm wieder lebenswert vorgekommen. Leise hatte sich wieder Hoffnung zu regen begonnen, vielleicht daß er doch noch seinen Lieben zurückgegeben werden konnte! — Erst einmal soweit, waren die Schmerzen von selbst erträglicher geworden und bald wurde er täglich hinausgetragen — zum Selbstgehen war er noch zu schwach damals — und es wollte ihm scheinen, als hätten noch keine Blumen je so schön geblüht, keine Tannen je so würzig geduftet, wie diese hier, als hätten nie Vögel so lieblich gesungen, so lang er zurückzudenken vermochte! Nur die Berge, seine Bündnerberge konnte ihm nichts hier ersetzen — die wollte und mußte er noch einmal sehen, und zwar bald — je kräftiger er wurde, um so stärker setzte die Sehnsucht ein, das Heimweh nach seinen Lieben, nach der schönen Schweiz. Wenn in klaren Nächten silberne Strahlen über sein weißes Lager glitten, sah er sie auferstehn, die grünen Triften und schneeigen Gipfel seiner Heimat, die stillen, tiefen Bergseen, die der Volksmund wegen ihrer unergründlichen Bläue „Gottesauge" getauft hat, und er mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien vor Weh — was wußten die Flachlandbewohner von diesem Schmerz in der Menschenbrust — vom Schweizerheimweh! .... Doch nein, er mußte stark sein, durfte sich nicht verraten, das würde nur seine völlige Genesung verzögern, denn längst schon trug er einen ausgearbeiteten Plan fertig mit sich herum.

Manches Briefchen war zu ihm geflogen während dieser langen Leidenszeit, von Frau und Freund, und sogar die alte Mutter — über achtzig Jahre alt und außer Stande, selbst die Feder zu führen — hatte ihm durch den Schulmeister schreiben lassen, wie sie sich freue, ihren Jungen



Plinio Colombi. **Aarelandschaft.**

Wer hätte nicht schon auf sonntäglichem Spaziergang dem Aarufer nach die mannigfachen reizvollen Eindrücke des fließenden Stromes mit seinem Wellenspiel, der stillen Buchten, der grünen Uferhügel und der darüber hinziehenden Sommerwolken mit wonnevollem Behagen auf sich wirken lassen? Der naturstarke und farbenfreudige Maler von Kirchdorf hat diese Reize mit sicherem Pinsel festzuhalten gewußt.

bei sich zu haben auf einige Wochen und zu verwöhnen, nun er wieder ganz ihr gehören würde, wie einst als Kind. —

So ward es denn beschlossene Sache, daß Kramer seinen Erholungsurlaub bei seiner Mutter verleben würde, dicht an der Schweizergrenze.

Auch der Tag nahte endlich, wo als letzter Beitrag zu seiner Genesung ihm die Zähne eingepaßt wurden, kaum hatte er's erwarten können und nun sollte gleich morgen früh die Eisenbahn ihn seinem Geburtsort zuführen, seiner alten Mutter in die Arme. —

Wer des Königs Rock trägt, braucht wenig Gepäck — schwerer ward ihm schon der Abschied von seinen getreuen Pflegerinnen, denen er so viel zu danken hatte. Begleitet von ihren herzlichen Wünschen, fuhr er endlich ab. Schwerer, grauer Dezembernebel lag über der ganzen Gegend, die er durchfuhr, schwer auch legte sich die Sorge auf sein Gemüt — würde sein Vorhaben gelingen?! (Schluß folgt.)

Die Herstellung des Papiers in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Otto Kehrli, Bern. (Schluß.)

Erst dem Chemiker Dr. Mitscherlisch gelang es im Jahre 1874 nach langen Versuchen, aus dem Holz den reinen, von Inkrusten befreiten Faserstoff zu gewinnen. Er nannte diesen Zellstoff oder Zellulose. Von den gleichen Grundsätzen ausgehend, gelangte einige Zeit später Dr. Kellner zum gleichen Ergebnis. Diese Erfindungen eröffneten der Papiermacherei neue Wege. Die Schweiz beging sie erfolgreich mit der Person des Chemikers Dr. Sieber, der 1882 in Attisholz (Solothurn) eine Zellulosefabrik gründete, die er zu angesehener Höhe brachte, trotzdem ihr ein mühsamer Existenzkampf beschieden war.

Eine weitere Erfindung war die Chlorbleiche, die das vorher übliche Kochen im Kalkwasser ersetzte. Ferner wurde die bisherige tierische Leimung durch die vegetabilische Harzleimung ersetzt.

Der Uebergang vom Handwerk zum Fabrikbetrieb war vollendet. Die gewaltigen Anforderungen an die Papiererzeugung erheischten aber eine Massenherstellung. Diese wurde ermöglicht durch genaueste Präzision der Maschinen, die zu Wunderwerken ausgebaut wurden, und durch folgerichtige Beobachtung der chemischen Vorgänge. Was früher auf dem Wege der Erfahrung gefunden, wurde durch wissenschaftliche Untersuchung ausgebaut und vertieft.

An den Papyrer unserer Tage werden die höchsten Anforderungen gestellt. Wer an leitender Stelle steht, muß vielseitige Fachkenntnisse, die sich auf Maschinentechnik und Chemie beziehen, mit kaufmännischem Scharfsinn zu vereinigen wissen.

Die Schweiz hat augenblicklich 15 Papierfabriken, deren Produktionsfähigkeit für 1914 (ohne Kriegswahrscheinlichkeit) auf hundert Millionen Kilogramm geschätzt wurde. Der Kanton Bern ist mit vier Papierfabriken beteiligt: Utzenstorf, Grellingen, Worblaufen (als Filiale der Fabrik in Biberist) und die Karton- und Papierfabrik Deißwil bei Stettlen.

Um eine Vorstellung der Papierherstellung unserer Tage zu gewinnen, wollen wir noch einen Rundgang durch eine Papierfabrik unternehmen. Wir wählen die Papierfabrik zu Utzenstorf, eine auf angesehener Höhe stehende Unternehmung, die uns in zuvorkommender Weise für unsern